

Sefardim in Israel : Probleme und Prognosen

Autor(en): **Guggenheim, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **40 (1984)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SEFARDIM IN ISRAEL — PROBLEME UND PROGNOSEN

von Willy Guggenheim

Über die Hälfte der Einwanderer nach der Staatsgründung 1948 kam aus afro-asiatischen Ländern, rund 730 000 Menschen. Pro memoria: Israels Gesamtbevölkerung betrug 1948 650 000 Juden.

Zuerst waren es die meist aus osteuropäischen Staaten stammenden Überlebenden der Konzentrationslager, die in den neugegründeten Staat strömten, mittellos, oft an Leib und Seele leidend. Dann die Juden Iraks, Jemens und Nordafrikas. Aus jener «heroischen» Epoche der Einwanderung und Einordnung stammen die Begriffe des «Kibbutz Galujoth», der Einsammlung der Exilierten (der Bibel entnommen), und der soziologisch weit- aus wichtigere Slogan des «Misug Edoth», der Verschmelzung der Stämme. Was bereits ein konflikträchtiges und sozialpsychologisch nicht ganz unbedenkliches Programm in sich schloss. Doch in jener Epoche zitierte man stolz die bewundernd-lobenden Worte der Amerikaner, welche den Israelis sagten: «America was a melting-pot, Israel is a pressure-cooker» — Amerika war ein Schmelztiegel, Israel ist ein Dampf-Kochtopf. Als sich jedoch im «pressure-cooker» der Überdruck mit lautem Zischen bemerkbar machte und die orientalischen Einwanderer über «Diskriminierung» klagten, begann man sich bei den für die Einordnung der Einwanderer verantwortlichen Stellen Gedanken zu machen.

Es war ein klassischer Kulturkonflikt zwischen verschiedenen Gruppen, ein Gemisch aus unterschiedlichem kulturellen und sozialen Niveau und gewissen veralteten Vorstellungen unter den israelischen Planern und Sozialarbeitern, welche in den ersten fünfzehn Jahren in ihrer Mehrheit aus dem osteuropäischen Bevölkerungsteil stammten und ganz einfach der Ansicht waren, die Orientalen müssten nun zuerst einmal lernen, Borscht und gefüllte Fische in ihren Menü-Plan aufzunehmen, statt Cous-Cous und Mechoui, kurz: sich am osteuropäischen Leitbild der damaligen israelischen Elite orientieren. Man darf ja nie vergessen, dass die «Gründerväter» Israels und die sie umgebende Schicht der Beamten in den verschiedenen Ministerien und der Jewish Agency, welche die Einwanderung organisiert, aus Osteuropa stammten.

Willy Guggenheim, Dr. phil. (Soziologie), Publizist. Adresse: Salomon Vögelinstrasse 33, CH-8038 Zürich.

In den Jahren des ersten nationalen Überschwangs nach der Staatsgründung traten die Probleme — allen materiellen Schwierigkeiten zum Trotz — noch nicht an die Oberfläche. Die Einwanderer, welche damals zuerst in Zelten, später in «Maabaroht», in Überganslagern aus Holz- oder Asbesthütten, untergebracht waren, kannten nur ein Ziel: feste Wohnung und einen Job. Nicht wenig waren die Israelis erstaunt, als die Schwierigkeiten erst begannen, nachdem sie schon, wie sie glaubten, erfolgreich die Hunderttausende von Einwanderern eingeordnet hatten. Sie mussten sich dann von Soziologen sagen lassen, dass der eigentliche Prozess der sozialen und kulturellen Integration erst nachher beginne.

Denn der Einwanderer ist aus seiner vertrauten Umgebung herausgerissen worden und muss sich nun in einer neuen Welt zurechtfinden. Es dauert denn auch zwischen drei und fünf Jahren, vom Zeitpunkt an gerechnet, da der Einwanderer seine Wohn- und Arbeitsprobleme gelöst hat, bis er mehr oder weniger im Land integriert ist. Wobei man erwähnen sollte, dass diese primäre Absorption recht gut organisiert ist: Jewish Agency und Absorptionsministerium sorgen für Wohnungen und die berufliche Einordnung.

In diesen fünf Jahren durchläuft der Immigrant auch — wie es der israelische Witz sagt — folgende Stadien: Im ersten Jahr schimpft er über die Jewish Agency, die ihn hergebracht hat. Im zweiten über das Absorptionsministerium, welches ihn unterbrachte, im dritten über die Bürokratie ganz allgemein, im vierten über die hohen Steuern und im fünften über — die neuen Einwanderer.

Anpassungsschwierigkeiten haben alle, vom Jemeniten und Marokkaner bis zum Akademiker aus Europa oder Amerika. Besonders die letzteren haben ihre kulturellen Frustrationen, da sie in einem neuen Sprachraum leben und es ganz besonders empfinden, nicht so recht am Kultur- und Geistesleben teilnehmen zu können.

Natürlich hat dies seine Auswirkungen auf die elterliche Autorität. Kinder und Jugendliche passen sich schneller an und haben dann die Tendenz, den Eltern «davonzurennen». Was andererseits, global-demographisch betrachtet, seine Vorteile aufweist: Über die Hälfte der Einwanderer war unter 29 Jahre alt, musste somit Schule und Militärdienst durchlaufen, beides wirkliche Schmelztiegel.

Einwanderer haben es auch schwer, sich an die israelischen Umgangsformen und Sitten zu gewöhnen, die in Krisenzeiten von einer eindrucklichen, unsentimentalen gegenseitigen Hilfsbereitschaft zeugen, in «normalen» Perioden dagegen eher etwas rau und ungeschliffen sind. Der Einwanderer jedoch besitzt oft idealisierende Vorstellungen über das Land und erwartet natürlich, mit grosser Begeisterung empfangen zu werden, was im Ha-

fen oder auf dem Flugplatz auch meistens geschieht. Doch bald sieht er sich einer Bürokratie und einer gleichgültigen Bevölkerung gegenüber und beklagt sich. Die Antwort der «Veteranen» lautet dann jeweils: «Als ich ankam, gab es nicht einmal das, was du heute bekommst». Und da die Wohnungen, welche Einwanderern zur Verfügung gestellt werden, immer grösser und auch die Integrierungsmöglichkeiten immer besser geworden sind, hören die heutigen Einwanderer ähnliches von jenen, die vor fünf, zehn oder zwanzig Jahren gekommen sind und weniger erhalten haben.

Das «zweite Israel»

Im Schmelztiegel Israel gibt es ein Problem, welches bislang noch nicht endgültig gelöst worden ist, sondern immer wieder durch die aussenpolitischen und militärischen Krisen überschattet wurde: Der «Überhang» der noch nicht richtig integrierten orientalischen Juden.

Es ist vermutlich kein Zufall, dass parallel zur sowjetischen Einwanderung die Unzufriedenheit bei den nicht so «verwöhnten» Einwanderern, vor allem den orientalischen Juden, wuchs und sich erstmals in Demonstrationen in Jerusalem Luft machte, die auch in der Weltpresse für Schlagzeilen sorgten. Zwar hatte es schon Jahre zuvor ähnliche Erscheinungen in anderen Orten des Landes gegeben, doch erst als sich die jungen orientalischen Juden in der Hauptstadt den Namen «Schwarze Panther» zulegten und sich damit in amerikanische Leitbilder und Klischees einordneten, wurde die Öffentlichkeit wieder einmal auf das Problem aufmerksam. «Eine irritierte Bevölkerung möchte wissen, was die »Schwarzen Panther» eigentlich wollen. Das ist ganz einfach. Die »Panther» möchten Teil dieser irritierten Bevölkerung werden». Deutlicher als es die englischsprachige Studentenzeitung der Hebräischen Universität Jerusalem «Lillith» einmal ausdrückte, die keineswegs im Verdacht steht, übermässig «establishmentfreundlich» zu sein, konnte das Ziel der ersten jugendlichen orientalischen Protestbewegung in Israel nicht umschrieben werden.

Als 1970 die «Schwarzen Panther» erstmals in Jerusalem aktiv wurden, Demonstrationen veranstalteten, die manchmal in regelrechte Strassenschlachten mit der Polizei à la Mai 1968 in Frankreich ausarteten, war die israelische Bevölkerung überrascht und auch entsetzt. Dabei hätte für Überraschung wirklich wenig Grund bestanden. Seit über 15 Jahren sprach man vom «zweiten Israel», von jener Gruppe orientalischer Einwanderer, deren Lebensstandard weit unter dem Landesdurchschnitt liegt. Statistische Erhebungen haben ergeben, dass rund 20 Prozent der Bevölkerung unter dem Exi-

stanzminimum lebt, 80 000 Familien hausen in Wohnungen, die den minimalsten Anforderungen nicht genügen. Das durchschnittliche Einkommen einer orientalisch-jüdischen Familie beträgt rund 80 Prozent desjenigen der Einwanderer aus Europa oder Amerika. Diese Differenz wird noch schlimmer, wenn man die Familiengrösse betrachtet: Die orientalische Familie hat 4,7 Mitglieder, die europäische 2,9. Somit hat — so sagen es uns die Statistiker — die orientalische Familie nur 44 Prozent des europäischen Einkommens, also nicht einmal die Hälfte. Die gleichen Statistiken zeigen jedoch auch, dass sich in den letzten Jahren der Lebensstandard der orientalischen Bevölkerung deutlich gehoben hat, zieht man objektive Indikatoren wie Wohndichte, Besitz von Kühlschränken, Waschmaschinen und Fernsehapparaten in Betracht. Auch das durchschnittliche Einkommen ist gestiegen. 1978 waren 17,5 Prozent der Studenten sefardischen Ursprunges, obschon deren Anteil in der Altersgruppe 20-24 Jahre über 50 Prozent ausmacht. Während in der Gesamtbevölkerung die Arbeitslosenquote 5,2 Prozent beträgt, ist sie unter den orientalischen Juden 16.6 Prozent.

Die Gründe für die periodisch ausbrechenden Manifestationen der Unzufriedenheit sind jedoch gleichzeitig psychologischer Natur. Auch ist es kein Zufall, dass gerade in Jerusalem die israelische «Black-Panther»-Bewegung ihren Anfang genommen hat, obschon bereits in den frühen sechziger Jahren in Haifa und anderen Orten ähnliche Unruhen, die allerdings Episoden blieben, ausbrachen. Jerusalem weist nämlich einen grösseren Anteil orientalischer Juden auf als andere Städte des Landes. Seit dem Sechstageskrieg kennt die Stadt einen gewaltigen Boom. Luxuswohnungen schiessen wie Pilze aus dem Boden, oft in unmittelbarer Nähe der Einwandererquartiere, die vor fünfzehn oder zwanzig Jahren gebaut wurden und langsam aber sicher zu Slums degenerierten. Israels Gesellschaft, einst ein Modell der Gleichheit, differenziert sich immer mehr.

Wenige hundert Meter von Quartieren entfernt, wo noch Familien zu zwölf in zwei bis drei kleinen Zimmern hausen, werden Wohnungen zu einer Halbenmillion Franken ausgeschrieben — und finden auch Käufer. Schon immer sprachen die orientalischen Einwanderer von Diskriminierung und davon, dass die Aschkenasim, die europäischen Juden ihre sefardischen Brüder bewusst unterdrückten, ihnen bei der Einwanderung schlechtere Wohnbedingungen einräumen, sie in entlegene Wüstengebiete oder in die steinigen Berge Galiläas versetzen, wo sie ein oft kümmerliches Dasein in landwirtschaftlichen Dörfern fristen müssten. Dieser Vorwurf stimmt nur bedingt: Es hing ganz einfach mit der historischen Entwicklung Israels zusammen, dass in den Jahren, da dank der nationalen Wasserleitungen die Erschliessung des Negev möglich wurde, gerade nordafrikanische Juden in grosser Zahl ankamen. Die wenigen Einwandererwohnungen in der Stadt waren da-

mals für die Elite — Akademiker und ausgewählte freie Berufe — bestimmt, Kategorien also, die kaum unter den orientalischen Einwanderern jener Zeit anzutreffen waren.

Der Maghreb — ein Sonderfall

Diese Aussage muss näher erläutert werden. Die Jemeniten und irakischen Juden wurden mit einer intakten sozialen Pyramide nach Israel verpflanzt, sie kamen mit ihren Eliten — wenngleich zumeist den traditionellen — und mit ihren Mittelklassen. Dies hing damit zusammen, dass in einem kurz bemessenen Zeitraum die ganze Bevölkerung auf einmal einwanderte und praktisch keine andere Wahl bestand, als nach Israel zu gehen.

Bei den nordafrikanischen Juden lag es anders, sie hatten auch die Möglichkeit nach Frankreich auszuwandern. In jenen Fünfzigerjahren nun geschah das Verhängnisvolle, welches heute noch Israel belastet. Die Emissäre der «Jewish Agency», welche nach Marokko oder Tunesien geschickt wurden, hatten ganz bestimmte Vorstellungen über die dortigen Juden — sie reichten von den «Höhlenbewohnern im Atlas» bis zu den Armenvierteln in der Mellah. Dass es eine Mittelklasse gab, Kinder bereits Gymnasien und Universitäten besuchten, passte nicht in ihr Weltbild und deshalb unternahmen sie auch nichts, um jenen Schichten die Möglichkeiten zu bieten, welche europäischen potentiellen Einwanderern gegeben wurden.

Das Resultat: Die Mittelklasse emigrierte nach Frankreich, die Armen wurden nach Israel verschifft, wo sie natürlich dazu beitrugen, das negative «Image», das die Israeli ohnehin von den orientalischen Juden hatten, zu verstärken. Und kam einmal ein Universitätsabsolvent oder Angehöriger der Mittelklasse aus Marokko nach Israel, wurde er über den Leist der für die Einwanderer aus diesem Land vorgesehenen Absorptionsprozedur geschlagen — während man zur selben Zeit Europäern und «Anglo-Sachsen» goldene Brücken baute und spezielle Wohnquartiere.

Halten wir somit fest: die nordafrikanische Gruppe in Israel bestand in ihrer grossen Mehrheit aus Angehörigen der unteren Schichten aus den Städten und aus den südlichen Regionen Tunesiens und Marokkos. Eine Gruppe jedoch, die ihrer Eliten beraubt ist, hat bei der Einordnung grosse Schwierigkeiten. Der Bevölkerungsaufbau der Nordafrikaner in Israel war jedoch, wir haben es bereits gesagt, das Resultat einer nicht besonders klugen Einwanderungspolitik der Fünfzigerjahre.

Heute ist es wieder ruhiger geworden um die «Schwarzen Panther», was nicht heissen soll, dass das Problem gelöst ist. Natürlich haben Linksgrup-

pen versucht, die «Schwarzen Panther» unter ihre ideologischen Fittiche zu nehmen. Es spricht jedoch für den gesunden Menschenverstand der Nordafrikaner, dass sie sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht dazu verleiten liessen, ihre Probleme mit linksradikaler Propaganda zu lösen. Die Bevormundung durch «Matzpen» oder Ultralinke war ihnen genauso suspekt wie der Paternalismus «wohlmeinender» Sozialpolitiker europäischer Herkunft. Es ging ihnen ja nicht darum, das «Establishment» oder gar die Gesellschaft umzukrempeln, sondern lediglich für ihre Gruppe einen gerechten Anteil am Wohlfahrtskuchen zu erhalten. Es handelt sich um einen eindeutigen Überhang aus früheren Zeiten, als Israel ganz einfach nicht in der Lage war, den orientalischen Einwanderern Bedingungen zu bieten, die es ihnen ermöglicht hätten, den sozio-kulturellen Rückstand aufzuholen. Als dann gar mit viel propagandistischem Getöse die russischen Juden empfangen wurden, hat sich natürlich das Gefühl der Frustration unter den afroasiatischen Israelis verstärkt.

Wohnungen, die vor zehn oder fünfzehn Jahren knapp genügend gross waren für die Neuankömmlinge, sind natürlich heute völlig ungenügend, da inzwischen im Rhythmus von einem Kind pro anderthalb Jahren sich die Familie entsprechend vergrössert hat. Der Bildungsunterschied konnte trotz ehrlicher Bemühungen nicht aufgeholt werden. Als nach dem Sechstagekrieg vermehrt nordafrikanische Einwanderer aus Frankreich ankamen, hofften Israels Soziologen und Verwalter, dass nun die aus französischen Ober- oder Hochschulen kommenden Einwanderer ihren nordafrikanischen Brüdern jene Elite geben würden, die ihnen bislang gefehlt hatte. Aber dies war ein Trugschluss, denn gerade jene Vettern und Jugendfreunde aus Algier, Tunis oder Rabat, die seinerzeit nach Frankreich statt ins Gelobte Land ausgewandert waren, verstärkten die Bitterkeit. Manch ein israelischer Nordafrikaner fragte sich nun, wie sein persönliches Schicksal ausgesehen hätte, wenn auch er in Frankreich von jenen Möglichkeiten — Darlehen und Stipendien — hätte Gebrauch machen können, die Paris den Zuwanderern aus den ehemaligen Kolonien und Protektoraten gewährte, statt nach Israel zu gehen.

Wegen der tatsächlichen wirtschaftlichen Kluft spielen die psychologischen Imponderabilien eine grosse Rolle. Der steigende Lebensstandard der mittleren und oberen Schichten, welcher so ostentativ zur Schau getragen wird, hat nicht nur Neid, sondern ebenfalls höhere Erwartungen und Ansprüche bei den orientalischen Juden geweckt. Deshalb hat sich auch der Anstieg des Lebensstandards dieser Gruppe, sowohl absolut wie auch relativ, im Verhältnis zu den europäischen Einwanderergruppen psychologisch nicht auswirken können.

Andererseits werden doch Vorurteile stetig abgebaut. In der Armee zum Beispiel. Man sagt, der Sinai-Feldzug von 1956 habe bewiesen, dass die

Nordafrikaner gute Soldaten sind. Im Sechstagekrieg stellte sich heraus, dass sie gute Offiziere sind. Denn inzwischen waren manche von ihnen in mittlere Kommandopositionen vorgerückt, ja sogar bis zum Rang von Oberstleutnants und Obersten. Ein weiteres Indiz: «Mischehen», d.h. Heiraten zwischen Aschkenasim und Sefardim, die 1955 noch 12 Prozent betrug, stiegen bis 1969 auf 17,5 Prozent und haben seither beträchtlich zugenommen, wobei beachtenswert ist, dass auch die Zahl der Ehen, in denen der Mann orientalischer, die Frau europäischer Herkunft ist, zunimmt. Bislang war es nämlich besonders der Sex-Appel des afro-asiatischen Mädchens, der die Vorurteile am leichtesten sprengte.

Sefardim: Klischees und Vorurteile

Kommen wir nun zur heute aktuellen Diskussion, darüber, wie der Einfluss der orientalischen Juden Israels Politik, ja recht eigentlich das Wesen dieses Staates beeinflusst. Hier müssen wir unter einer massiven Überwachung von vorgefassten Meinungen die Wirklichkeit suchen.

Ganz bewusst überspitzt sollen einmal alle die vorgefassten Meinungen, die Klischees, welche überall anzutreffen sind, vorgeführt werden: Die Orientalen waren an Begin «schuld», sie sind daran, den idealistischen Traum der Zionisten, basierend auf Humanismus und Sozialismus zu pervertieren. Von Demokratie verstehen sie auch nichts, sondern brüllten «Begin Melech Israel» (Begin König Israels), oder «Arik, Melech Israel», als beide noch in Amt und Würden waren. Einem Frieden mit den Arabern stehen sie entgegen, da sie einen primitiven Hass auf diese hätten. Dies könne man schon daraus ersehen, dass an der grossen Demonstration von Schalom Achschav, der israelischen Friedensbewegung, gegen den Libanonkrieg praktisch keine orientalischen Juden dabei gewesen seien. Dann gibt es gewissermassen das Anti-Klischee dazu, welches besonders in Linkskreisen grassiert: Die Orientalen könnten eine Brücke zwischen den Ostjuden Israels und den Arabern bilden.

Eine weit verbreitete Ansicht will auch wissen, dass die Orientalen «primitiv» seien und zu einer «Levantisierung» Israels führten. Viele Sefardim endlich sind davon überzeugt, dass sie Israeli zweiter Klasse seien und diskriminiert würden.

Gehen wir nun einmal systematisch diese Klischees durch, versuchen wir gleichzeitig, der soziologischen, psychologischen und politischen Realität Israels näher zu kommen.

Zum ersten Klischee, wonach die Orientalen an Begin schuld seien. Man hat errechnet, dass in den Wahlen von 1981 von den orientalischen Juden 57

Prozent für Begin gestimmt hätten, während nur 25 Prozent der Aschkenasim dem Likud die Stimmen gegeben hätten.

Hier müssen wir eine soziologische Feinanalyse einschalten. Nach allem was wir über die Stimmgewohnheiten der Aschkenasim wissen, ist anzunehmen, dass die Arbeiter und die Mittelschichten für Maarach, für den Arbeiterblock gestimmt haben. Die Villenvororte von Tel Aviv, die Freischaffenden, die Industriellen, sie stimmten für Begin. Doch während man in Kommentaren immer wieder lesen konnte, dass die «primitiven» Orientalen dem Demagogen Begin auf den Leim gegangen seien, hat niemand gefunden, dass Israels Kapitalisten «primitiv» seien...

Somit stellt sich die Frage nach dem «Warum», weshalb kam 1977 der Umschwung im Lager der orientalischen Juden.

Einst galt unter Soziologen in Israel folgendes Axiom: Die Neueinwanderer wählen bei den ersten Wahlen, an denen sie teilnehmen, die Regierungspartei, somit damals die Arbeiterpartei, und zwar aus einem Gefühl spontaner Dankbarkeit dafür heraus, dass diese Regierung sie hergeführt habe. Man kann auch zynischer sein: Der Einfluss der verschiedenen Funktionäre, die sich mit der Einordnung der Einwanderer befassten, spielte natürlich auch eine Rolle: und diese Funktionäre waren Mapai, oder gehörten zur Misrachi, zu den Nationalreligiösen. In den zweiten Wahlen, würden dann die Einwanderer eine echte Wahl treffen.

Nun, dieses Axiom war, wie alle soziologischen Erkenntnisse, im Kern wahr, im zeitlichen Ablauf nicht ganz exakt. Es hat eben bis 1977 gedauert, bis es sich bewahrheitete.

Was war der wirkliche Grund dafür, dass die orientalischen Juden für Begin stimmten?

Zuerst, und als wohl wichtigster Grund, ist die Frustration, der Ärger, die angestaute Wut über echte und vermeintliche Zurücksetzung der Sefardim während rund dreissig Jahren zu erwähnen. Es waren Vertreter der Arbeiterpartei, welche die Einwanderer auf dem Schiff im Hafen von Haifa empfangen, es waren Mapainiks, die in den Büros der Jewish Agency sassen, es waren Mapainiks, die in den Dörfern als landwirtschaftliche Instruktoren tätig waren, oder in den Städten den Einwanderern Wohnungen zuwiesen.

Keine Organisation ist perfekt, kein Einwanderer bekam, was er erhofft hatte, jeder Immigrant hatte irgendwelche echte oder vermeintliche Klagen gegen das von der Arbeiterpartei beherrschte Establishment. Dass es zu einer Reaktion kommen musste, war unvermeidlich. Sie kam bei den Wahlen von 1977.

Denn gerade im politischen Establishment der Arbeiterpartei kamen die Sefardim nicht zum Zug. Das war ausgesprochen unklug von der Arbeiterpartei, und hat ja dann auch zum Wahldesaster geführt. In ländlichen Gegenden, in sogenannten Entwicklungsstädten hatte es die Arbeiterpartei versäumt, in lokale Parteigremien Vertreter der Sefardim aufzunehmen. Begins Cherut war anders — sie ging ganz bewusst darauf aus, orientalische Juden zu fördern.

Religion, Sozialismus und Demokratieverständnis

Es gibt jedoch noch einen zusätzlichen Faktor für Begins Attraktion auf die Orientalen. Während sich die Arbeiterpartei betont und höchst ideologisch a-religiös gibt, zeigte Begin immer grösste Sensibilität für die Orthodoxie. Dass er von dieser nach Strich und Faden erpresst wurde und, um sich an der Macht zu halten, kapitulierte, ist ein anderes Kapitel. Für die Sefardim war Begin jedoch der Mann, welcher die Religion achtete. Was zur sefardischen Tradition gehört. Auch hier müssen wir sofort eine Warnung anschliessen: Die Tatsache, dass die Sefarden aus dem erwähnten religiösen Affekt für Begin stimmten, heisst noch lange nicht, dass sie mit dem von der ostjüdischen Orthodoxie beherrschten religiösen Establishment Israels konform gehen. Es bedeutet lediglich, dass für die Sefardim Israel noch eine messianistisch-religiöse Komponente hat, die von der Arbeiterpartei negiert worden war. Es könnte sehr wohl sein, dass gerade auf dem religiösen Gebiet die Sefardim die grösste Revolution in Israel bewirken werden. Denn die sefardische Religiosität ist meilenweit entfernt von der rigiden, strikten Orthopraxis des Ostjudentums. Die orientalistisch-jüdische Religiosität ist menschlicher und toleranter. Doch bislang hatten die Sefarden keine Möglichkeit, ihrer Form der Religiosität politischen Ausdruck zu verleihen.

Beim jetzt angelaufenen Wahlkampf in Israel zeigen sich bereits Tendenzen der Sefardim, eigene religiöse Parteien zu gründen, da sie weder bei den Nationalreligiösen, noch bei der Agudas Jisroel auf Spitzenplätze der Wahllisten gesetzt wurden.

Nun zum zweiten Klischee, wonach die Orientalen den ursprünglichen zionistischen Staatstraum pervertierten. Es spricht nicht unbedingt für politische Primitivität, wenn jemand für Sozialismus nichts übrig hat. Rund die Hälfte aller Bürger westlicher Demokratien, haben dies auch nicht.

Und dies bringt uns unmittelbar zum dritten Klischee: Begin, Melech Israel. Hier handelt es sich um die Abwandlung eines alten jüdischen Liedes, «David Melech Israel», und Beobachter an Ort haben festgestellt, dass es jeweils aschkenasische Parteifunktionäre von Begin waren, die an Veranstaltungen mit diesem Polit-Song anstimmten.

Ernsthafter jedoch: Die antidemokratischen Strömungen in Israel sind nicht das Werk der Sefardim. Gusch Emunim, die Bewegung, welche die Besiedlung der Westbank vorantreibt, ist unter aschkenasischer Leitung. Meir Kahane, der Führer der Jewish Defense League ist ein amerikanischer Rabbi, gewisse extremistische orthodoxe Gruppen, die dem Staat feindlich gegenüberstehen sind aschkenasisch. Dies ist gerade in den letzten Wochen, in Zusammenhang mit der Aufdeckung eines jüdischen Terror-Ringes deutlich geworden. Seine Anhänger stammen aus den Siedlerkreisen von Judäa und Samaria.

Sefardim und Araber

Nun zum vierten Klischee, wonach die Orientalen einen Hass auf die Araber hätten, somit friedensfeindlich seien. Es soll zusammen mit dem fünften Klischee, dem Anti-Klischee behandelt werden.

Ohne Zweifel sind die Juden aus arabischen Ländern diejenigen Bürger Israels, welche konkrete und oft negative Erfahrungen mit Arabern gemacht hatten. Das hat auch dazu geführt, dass diese Gruppe mit grossem Misstrauen den Nachbarstaaten gegenübersteht. Israel hat diese Juden aus dem inferioreren Status des Dhimmi, des geschützten Untertanen, wie es das islamische Staatsrecht vorsieht, herausgeführt. Nur eben, wem wäre es in den Sinn gekommen, zu sagen, dass europäische Juden einen ganz besonderen Hass auf die Christen hätten, da sie ja während zwei Jahrtausenden «in hoc signo» oder auch unter dem Hakenkreuz verfolgt worden seien?

Und dennoch: es ist unbestreitbar, und jeder Beobachter der israelischen Szene kann dies bestätigen, dass die orientalischen Juden den Arabern gegenüber affektgeladener sind, als Europäer. Die Europäer hegen dafür Illusionen, was die Araber betrifft und basteln sich, je nach ideologischer Ausrichtung, synthetische Araber die in ihr Weltbild passen. Das gilt übrigens nicht nur für Israeli, wie man in den Europäischen Medien leicht feststellen kann.

Halten wir somit einmal fest: die Sefardim sind mit ganz bestimmten Affekten den Arabern gegenüber beladen. Doch auch etwas anderes stimmt: Wenn die arabische Umwelt Israel nicht feindlich gegenüber tritt, dann sind es die Sefardim, welche daraus Konsequenzen ziehen. Man hat dies anlässlich des historischen Besuches von Anwar es Sadat in Jerusalem feststellen können, und später, nach dem Friedensvertrag. Wenn Israeli Kairo besuchten, waren die Aschkenasim reichlich verklemmt, während die Sefarden sich wie Fische im Wasser fühlten. Sie waren in ihrem Element.

Man könnte somit folgende These wagen: solange ein Kriegszustand besteht, solange die arabische Welt Israel feindlich gegenüber steht, sind die Juden aus arabischen Ländern emotioneller und auch bedeutend misstrauischer. Sobald sich jedoch eine Art Frieden einpendelt, fühlen sich die Sefarden im Nahen Osten, also in der israelischen Nachbarschaft wie «zu Hause».

Hier kann ich es mir nicht verklemmen, eine kleine Anekdote zu erzählen, welche diese Problematik von der andern Seite beleuchtet. Ich arbeite gerade an einem Buch über Nordafrika, und war deshalb Weihnachten 1982 in Marrakesch. Eines abends an der Bar fragte mich einer der — moslemischen — Notablen der Stadt: «Sie kennen doch sicher Israel?» Ja, warum? Dann können sie mir vielleicht folgendes erklären? Bitte schön. Da gibt es doch diesen Vizeministerpräsidenten David Levy. Der ist ein hirnverbrannter Anhänger von diesem polnischen Juden Menachem Begin. Ich antworte mit zustimmendem Kopfnicken. Worauf der Moslem aus Marrakesch sagt: «Mais David Levy est un de nous, comment vous expliquez cela». Aber David Levy ist doch einer von uns... wie erklären Sie das?

Nun, was ich mit dieser Anekdote sagen will ist ganz einfach: das Verhältnis zwischen den Israeli aus arabischen Ländern und den Arabern ist gleichzeitig komplexer und einfacher, als es gemeinhin dargestellt wird. Ich glaube jedoch, dass die Sefardim im Falle eines Friedens die entscheidende Rolle zur Integrierung Israels im Nahen Osten spielen könnten. Wobei ich unter Integrierung keinesfalls «Levantisierung» Israels verstehe.

Levantisierung Israels?

Was uns zum sechsten Klischee bringt. Die Orientalen seien primitiv und bewirkten die «Levantisierung» Israels. Wir haben bereits im ersten Teil davon gesprochen, dass es statistische Indizien dafür gibt, wonach die orientalische Bevölkerung Israels bezüglich höherer Schulbildung, Job-Möglichkeiten, Wohnverhältnissen hinter der aschkenasischen hintanhinkt. Dass die Aschkenasim voller Vorurteile gegen die Sefardim sind, wurde ebenfalls erwähnt. Die entscheidende Frage ist somit, ob die Sefardim diskriminiert werden. Hier muss man darauf hinweisen, dass es neben den Vorurteilen auch objektive Gründe dafür gibt, dass die Sefardim noch nicht den Lebensstandard der Aschkenasim erreicht haben. Einige wurden bereits erwähnt. Der wichtigste ist, dass in einem Einwanderungsland jeweils die späteren Einwanderer hinter den früheren nachhinken. Gleichzeitig wurde aber auch erwähnt, dass in der Armee die orientalischen Juden einen stetigen Aufstieg zeigen. Der jetzige Generalstabschef ist ein irakischer Jude. Aber — und das ist ein pikantes Schlaglicht: als er ernannt wurde, hiess es in der Presse, er

sei der Sohn eines Einwanderers aus dem Irak. Man beachte die subtile Differenz. Normalerweise, das heisst, wenn etwas negatives zu vermelden ist, so spricht man von einem irakischen, marokkanischen oder yemenitischen Juden, hier war plötzlich der neue Generalstabschef der «Sohn» eines irakischen Einwanderers.

Dabei wäre zu grossem Staunen gar kein Anlass gewesen. Es gab nämlich bereits Sefardim und Juden aus arabischen Ländern in Spitzenpositionen. Der vormalige Staatspräsident Jitzhak Navon war der Enkel eines Einwanderers aus Marokko. Der israelische Botschafter in Paris ist im Irak geboren, derjenige bei der UNO in Genf in Syrien. Die Frau des jetzigen Präsidenten ist eine ägyptische Jüdin, und zwar die Schwester des ehemaligen Aussenministers Abba Eban. Eine der grössten Privatbanken Israels, die Discount Bank ist in sefardischem Besitz — kurz, wenn die Sefardim heute noch überproportional zu den ärmeren Schichten gehören, so ist dies auf die Tatsache zurückzuführen, dass sie ganz einfach später nach Israel gekommen sind als die Aschkenasim und, wie bereits erwähnt, bei den Nordafrikanern den unteren Teil der ursprünglichen Sozialpyramide darstellten.

Wer sich im französischen Geistesleben und der Medienlandschaft in Paris umschaute, bemerkte schnell, wie überproportional die «pieds noirs», die Juden aus Nordafrika dort vertreten sind. Es handelt sich, wie ich bereits früher erwähnt habe, um die Brüder, Vettern oder Schwager von den Nordafrikanern in Israel, sie kamen aus demselben Milieu, sei es einer Mellah (dem Judenviertel), oder — wenn sie der Mittelklasse angehörten — aus den europäischen Quartieren von Fes, Rabat oder Tunis. Jedoch — und das war das wichtige, sie hatten in Frankreich bessere Startmöglichkeiten als im Israel der Fünfziger- und frühen Sechzigerjahre, welches ganz einfach zu arm und zu wenig entwickelt war, um der Einwandererjugend dieselbe Erziehung, Stipendien für Mittelschule und Universität zu geben.

Somit ist anzunehmen, dass die Juden aus arabischen Ländern, sobald sie die Chancen dazu bekommen — Gymnasium, Universität — und das wird bereits in Israel gezielt gefördert — soweit es eben die Mittel erlauben — ihren Beitrag auch zum kulturellen Aufbau Israels leisten werden. Denn ihre Brüder, Vettern und Verwandten in Frankreich haben dafür bereits den Beweis geliefert.

Dies wird auch dazu führen, dass die Aschkenasim ihre Überheblichkeit gegenüber der sefardischen und insbesondere auch der nordafrikanischen jüdischen Kultur verlieren. Die Glorifizierung des Ostjudentums, des Shtetel, insbesondere auch in Zusammenhang mit dem Zionismus und der offiziellen Geschichtsschreibung des Zionismus, welche ganz auf Europa zentriert war, haben zu dieser Überheblichkeit geführt. Jedes kleine Blättchen im Osten oder in Wien, das zu Ende des 19. Jahrhunderts oder zu Be-

ginn des 20. dort publiziert wurde und zionistische Inhalte hatte, wurde von den Historiographen des Zionismus, fast wäre man versucht zu sagen, den Hagiographen, liebevoll und zärtlich in den Himmel gehoben.

Dass z.B. 1896 ein gewisser Joseph Marco Barukh, sefardischer Jude aus Bulgarien, in Kairo in den Synagogen die Rückkehr nach Zion predigte, sucht man vergeblich in den Standardwerken. In der ägyptischen Hauptstadt gab es zionistische Zirkel, wie auch in Alexandria, ganz zu schweigen von zionistischen Blättchen und Zeitschriften. Doch Zionismus in den Ländern der islamischen Welt wäre ein Thema für sich, über welches jetzt auch Studien angestellt und publiziert werden.

Parallel zum sich steigernden Selbstbewusstsein der Sefardim in Israel, und dem Abbau der aschkenasischen Überheblichkeit, geht hochoffiziell die Entdeckung des sefardischen kulturellen Erbes. Das Israel-Museum widmete vor einigen Jahren eine Ausstellung diesem Thema und setzt auch im Museum selber Schwerpunkte.

Nordafrikanische jüdische Feste, wie etwa die Mimouna, der letzte Tag des Passah — Festes werden zusehends zu nationalen Ereignissen, wo jeder Politiker, der etwas auf sich, resp. auf die Stimmen der Nordafrikaner hält, erscheint.

Nun nochmals zurück zu der sozialen Situation der Sefardim, insbesondere der Nordafrikaner. Alle Sozialstatistiken müssen mit Sorgfalt interpretiert werden. Der Anteil der Sefarden an der Bevölkerung in jenen Quartieren, die als Slums bezeichnet werden müssen, beträgt 90 Prozent. Aber nur 30 Prozent der orientalischen Juden leben in den Slums, die andern bewohnen ordentlich durchschnittliche Quartiere — und die reichen Sefarden haben ihre Villen neben denjenigen der aschkenasischen «Kapitalisten».

Sefardisch-aschkenasische Synthese?

Man könnte die These aufstellen, dass sich der Antagonismus zwischen Aschkenasim und Sefardim zusehends der ethnischen Komponente, wenn wir dies einmal so nennen wollen, entledigt. Die Vorurteile wurden und werden abgebaut. Gleichzeitig jedoch nimmt dieser Antagonismus die Form eines ganz normalen, aber sich mit dem steigenden Selbstbewusstsein der Sefarden verstärkenden Machtkampfes im Staate an. Die Sefardim wollen einen ihrer numerischen Stärke entsprechenden Anteil am politischen Leben, und wirtschaftlichen Kuchen.

Und hier komme ich auf die Frage meines marokkanischen Gesprächspartners in Marakkesch zurück: David Levy war Vizepremier unter Begin,

nicht weil er besonders viel «für diesen polnischen Juden» übrig hatte, sondern weil der Likud seit langer Zeit den Sefardim innerhalb der Partei Chancen gegeben hat. Während die Arbeiterpartei von den Veteranen ostjüdischen Ursprunges beherrscht war, die ihre Pfründe nicht aufgeben wollten.

Erst wenn die Arbeiterpartei sich von alten Verhaltensmustern befreit und vermehrt den orientalischen Juden echte Chancen innerhalb der Partei gibt, kann sie dem Likud die Sefardim «abspenstig» machen. In den Fünfziger — und Sechzigerjahren konnte ich beobachten, wie die damalige Mapai jeweils einen gefügigen «Renommier-Marokkaner» in einen Posten holte, dessen einzige Aufgabe darin bestand, seinen Landsleuten Sand in die Augen zu streuen. Einfluss auf das politische Geschehen innerhalb der Partei hatte er nicht.

Insofern kommt den Wahlen vom 23. Juli auch eine soziologische Bedeutung zu. Nach der «Trotzreaktion» von 1977 sind die Sefardim politisch vermutlich reifer geworden, haben begonnen, sich Gedanken über die Zukunft Israels zu machen. In mittleren politischen Positionen, etwa unter den Bürgermeistern der Entwicklungsstädte und auch kleineren Städten des Südens findet man heute bereits eine grössere Zahl von Bürgermeistern, die aus arabischen Ländern stammen. Und sogar Ramat Gan, Tel Aviv vorgelagert und einst Hochburg der «jeckischen» Elite, der Juden die aus Deutschland stammten, hat einen sefardischen Bürgermeister.

Die Pfade der Geschichte sind verschlungen. Die Sefardim, die orientalischen Juden, welche nach der Vertreibung aus Spanien im auf Europa, die USA und das einstige Ostjudentum fixierten jüdischen Weltbild gewissermassen am Rande standen, nehmen nun plötzlich eine Schlüsselposition ein.

Israel stellt heute 35 Prozent des gesamten jüdischen Volkes dar. In den Zentren der Diaspora macht sich zusehends ein Bevölkerungsschwund bemerkbar, Mischehen, Verlust der jüdischen Identität und Assimilation zehren an der Substanz. Statistiker glauben, dass es an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend nur noch acht Millionen Juden in der Diaspora geben werde. Somit wird der prozentuale Anteil Israels weiter steigen.

Und in diesem Israel nimmt die Bedeutung des sefardischen Elementes, der Juden aus arabischen Ländern, stetig zu. Der sefardische Einfluss auf Politik, Kultur und Religion wird wachsen.

Und vielleicht entsteht dann in Israel eine neue Synthese zwischen den beiden historischen Strömungen des Judentums, den Aschkenasim und den Sefardim. In der Diaspora haben die Juden ihr Trennendes jeweils in den Vordergrund gerückt, was ja die Vielfalt der Gemeinden, sefardische und aschkenasische (mit all ihren Unterteilungen in polnische, litauische, Frank-

furter etc.) erklärt. Diese Getto-Reflexe waren in der Diaspora verständlich und stellten wohl auch die einzige Möglichkeit dar, die eigene Identität in einer zumeist feindlichen Umwelt zu bewahren. Im eigenen Staat der Juden dürften sich diese Verhaltensweisen ändern. Nicht zuletzt wegen den «Mischehen» zwischen Sefardim und Aschkenasim. Doch das wird erst die Zukunft zeigen.

Weitere Veröffentlichungen des Autors:

«Jerusalem» (Atlantis-Verlag)

«30 mal Israel» (Piper Verlag)

«Das heilige Land» (Silva-Verlag)

Herausgeber und Mitautor «Juden in der Schweiz» (Kürz-Verlag)